

Markus SCHOLZ, Grabbauten des 1.-3. Jahrhunderts in den nördlichen Grenzprovinzen des Römischen Reiches. Monographien des RGZM Mainz Bd. 103. Regensburg: Schnell & Steiner 2013, 1140 S., 396 s/w-Illustrationen, 21 farb. Illustrationen, 2 Bände, 22 farb. Karten

Römische Grabbauten sind im Grunde kein Thema, dem es an wissenschaftlicher Aufmerksamkeit mangelt. Allerdings lag der Fokus in den vergangenen Jahrzehnten beinahe durchweg auf den Denkmälern in Rom und Italien, die sowohl aus bautypologischer als auch aus sozial- und kulturhistorischer Perspektive intensiv erforscht wurden und werden. Für die Grabbauten in den Provinzen, insbesondere den Nordwestprovinzen fehlte es dagegen lange an übergreifenden Studien. Diese Lücke wird nun durch die in Teilen auf den Ergebnissen eines EU-Projektes zum Thema „Transformation“ aufbauende Studie von Markus Scholz (S.) geschlossen, der sich den erhaltenen Denkmälern in detaillierter Weise anhand einer typologischen Methodik annimmt. Der Größe des Untersuchungsgebiets, das von Britannien über die Rhein- und Donauprovinzen bis ans Schwarze Meer reicht, und der damit einhergehend immensen Zahl einbezogener Objekte (ca. 3500 Grabbauten) entspricht auch der Umfang des Werkes, das mit zwei Bänden mit jeweils rund 570 Seiten bereits auf den ersten Blick gewichtig anmutet.

In der Einleitung wird unter Bezugnahme auf das Rahmenthema des genannten EU-Forschungsprojektes die Zielsetzung der Arbeit näher erläutert: „Unter dem Mantel einer auf Vereinheitlichung hinwirkenden Herrschaftskultur ist es von Interesse, welche ihrer Elemente von welchen gesellschaftlichen bzw. regionalen Gruppen im Rahmen ihrer Wahlmöglichkeiten adaptiert, verwendet und ggf. nach eigenen Bedürfnissen und Vorstellungen modifiziert werden... Die Wahl des Themas Grabbauten als Gradmesser der Romanisierung bzw. Romanisation im Sinne eines eigeninitiativen kulturellen Annäherungsprozesses an die mediterrane Kultur der neuen Machthaber beruht auf verschiedenen Überlegungen“ (1f.), darunter vor allem die Beobachtung, dass die „dauerhafte Markierung eines Grabs mittels steinerner Denkmäler ... ein Wesenszug mediterraner Kultur par excellence“ (2) sei.

Um sich diesen und weiteren Fragen zu nähern, wählt S. einen streng bautypologischen Forschungsansatz, der sich auch in der Kapitelgliederung deutlich zu erkennen gibt. In insgesamt zehn gut bebilderten Kapiteln werden die Befunde im Untersuchungsgebiet nach Bautypen getrennt überblicksartig vorgestellt und diskutiert (Tumuli und Rundbauten, Mausoleen, Pfeilermonumente, Grabaltäre und altarförmige Grabbauten, Stelenmonumente, tempelförmige Grabbauten, Grabbauten mit halbrunder Nische, pyramidenförmige Grabmäler, frei aufge-

stellte Aschenkisten und Hausgrabsteine sowie zuletzt offene Umfriedungen). Jedes Kapitel beginnt mit einer typologischen Definition samt kurzen Angaben zur Entwicklung des Typs und einer knappen Diskussion des Forschungsstandes. Angemerkt sei, dass die Fußnoten und Literaturangaben zu den außerhalb des Untersuchungsgebietes liegenden Bauten bisweilen sehr knapp ausfallen oder sogar ganz entfallen.¹ Gelegentlich vermisst man auch bei Monumenten im Untersuchungsgebiet ergänzende Hinweise, so bspw. im Falle des Pobladius-Grabmals, dessen Rekonstruktion mit Aeneas-Gruppe an der Spitze abgedruckt wird (98 Abb. 69), ohne dass die Diskussion um die Zugehörigkeit der Gruppe zum Grabmal erwähnt wird.

In den weiteren Abschnitten eines jeden Kapitels wird das Vorkommen des jeweiligen Grabtyps im Untersuchungsgebiet analysiert, was in der Regel anhand einer aneinanderreihenden Betrachtung der einzelnen Provinzen bzw. Provinzverbände erfolgt. Anzumerken ist, dass die Heranziehung der Provinzeinteilung als Ordnungskriterium zwar naheliegt, zumal diese eine vermeintlich objektive Einteilung des Materials und damit verbunden eine entsprechende statistische Auswertung erlaubt, die S. anhand von mehreren, ohne Frage sehr hilfreichen Karten und Tabellen sowohl typologisch als auch chronologisch aufgeschlüsselt vorlegt. In Hinblick auf die Fragestellung ist diese Herangehensweise aber nicht unproblematisch, worauf S. selbst bereits in der Einleitung hinweist. Besonders deutlich wird dies unter anderem, wenn S. mit Blick auf einige Regionen mit gehäuftem Auftreten von Grabhügeln feststellt: „Dabei handelt es sich um Gebiete, in denen vormals zusammengehörige territoriale Einheiten durch die römischen Provinzgrenzen geteilt wurden“ (511). Auch in Hinblick auf die Entwicklungen bei anderen Bautypen scheint insbesondere die Grenzregion von Noricum und der Panonia superior eine eigene Einheit zu bilden, was insgesamt stärker hätte diskutiert werden können.

Die Ergebnisse der einzelnen Kapitel seien im Folgenden knapp referiert:

Für Tumuli und Rundbauten sind aus dem Untersuchungsgebiet wie auch im Falle der Grabtempel und offenen Umfriedungen typologisch verwandte Grabformen aus vorrömischer Zeit bekannt. Die erst ab römischer Zeit zu beobachtenden steinernen Umfassungsmauern stellen allerdings ein deutliches Indiz

¹ Beispiele: Zum Augustusmausoleum (9) wird einzig H. Hesberg/S. Panciera, *Das Mausoleum des Augustus* (München 1994) genannt. Strittige Details in der Rekonstruktion werden nicht thematisiert. Für das Grabmal des Philopappos in Athen (107) wird nur auf C. Flämig, *Grabarchitektur der römischen Kaiserzeit in Griechenland* (Rahden/Westf. 2007) verwiesen, auch fehlt hier ein Hinweis auf die Unklarheiten bezüglich des oberen Abschlusses des Denkmals. Keine Literaturangaben gibt es für den Tumulus des L. Munacius Plancus bei Gaeta (9), das Hadriansmausoleum (10) und die Cestius-Pyramide (411).

für eine Adaption römischer Vorbilder dar. Dennoch spielte der Rückbezug auf lokale Vorläufer eine Rolle, wobei regionale Unterschiede festzustellen sind. Soweit nachvollziehbar bedienten sich in der frühen Kaiserzeit vor allem lokale Eliten dieser Grabform. Passend dazu folgten die Grabsitten zumeist dem einheimischen Ritus. Abschließend stellt S. fest „...“, dass die noch in der frühen Kaiserzeit mit dem tumulus in Italien verknüpfte Konnotation des altehrwürdigen Ehrengabes in den nördlichen Grenzprovinzen nicht nur rezipiert wurde, sondern bis ins 3. Jh. lebendig blieb“ (91).

Die Mausoleen im Untersuchungsgebiet lassen sich in zwei unterschiedliche Typen mit jeweils regional begrenztem Verbreitungsgebiet einteilen: Zum einen mehrgeschossige Bauten mit offenem Obergeschoss, die nur in den westlichen Provinzen von Rätien bis an die Nordsee vorkommen und deren Verbreitungsweg sich über Norditalien und Gallien nachvollziehen lässt, zum anderen zumeist kleinere und variantenreichere Aediculen, die in den Donauprovinzen auftreten und typologisch wahrscheinlich von oberitalischen und dalmatischen Monumentalstelen abhängen. Während die frühesten Mausoleen am Rhein ins frühe 1. Jh. n. Chr. datieren und dort bereits noch im selben Jahrhundert wieder verschwinden, stammen die frühesten Aediculen an der Donau erst aus dem frühen 2. Jh. Diese blieben dort bis ins späte 3. Jh. beliebt, bis sie von zumeist reliefierten Sarkophagen abgelöst wurden. Auch hinsichtlich des Nutzerkreises gab es deutliche Unterschiede: Am Rhein wurden die Mausoleen vor allem von lokalen romtreuen Eliten und Veteranen, also „sozialen Aufsteigern mit politischem Anspruch“ (154) verwendet und blieben gemessen an ihrem Gesamtanteil an den Grabdenkmälern ein eher exzeptioneller Typus. Die danubischen Aediculen wurden dagegen in viel größerer Stückzahl, bisweilen geradezu in Serienfertigung hergestellt und von weiten Teilen der etablierten Bürgerschaft genutzt.

Der Typus des Pfeilermonumentes wurde anders als die meisten anderen Grabtypen nicht aus dem Mittelmeergebiet übernommen, sondern jeweils regional eigenständig aus Formen wie dem Mausoleum entwickelt. Dabei kam es zu deutlichen regionalen Unterschieden. In Germanien und der Belgica setzten die Pfeiler bereits im 1. Jh. ein und hatten ihre Blüte im 2. und frühen 3. Jh. Oftmals zeigten sie einen reichen Reliefdekor, wobei Berufs- und Familiendarstellungen dominierten. Die Grabinhaber waren oftmals Einheimische, die zu Reichtum und Ansehen gelangt waren und diesen prägnant zur Schau stellen wollten. In den Donauprovinzen kamen Pfeilermonumente dagegen erst etwas später auf. Die Monumente waren zumeist deutlich kleiner und erfreuten sich einer geringeren Beliebtheit. Der Bilddekor war im Vergleich zu den Rheinprovinzen reduziert und zudem thematisch anders ausgerichtet. Berufsdarstellungen fehlten

hier völlig, stattdessen dominierten Darstellungen, die auf eine Tätigkeit des Verstorbenen im Staatsdienst hinweisen, sei es als Soldat oder Magistrat. Auffällig ist die Situation in Rätien, wo Grabpfeiler zwar auch Berufs- und Familiendarstellungen zeigten, gleichzeitig aber auch von Soldaten und Magistraten genutzt wurden, sich also eine der geographischen Lage entsprechende Vermischung der Entwicklungslinien beobachten lässt.

Die Gruppe der Grabaltäre und altarförmigen Gräber wird von S. gemäß ihrer Bauart in monolithische und mehrteilige Denkmäler untergliedert. Monolithische Grabaltäre kamen am Rhein und in Britannien erst am Ende des 2. Jhs. auf, in den Donauprovinzen dagegen bereits im 1. Jh. Typologisch lassen sich die Vermittlungswege recht deutlich nachvollziehen, so erhielten die Donauprovinzen ihre Anregungen vor allem aus Aquileia, wobei die Altäre aus Niedermoesien auch griechische und thrakische Einflüsse aufweisen. Die wenigen Exemplare monolithischer Grabaltäre in den Rheinprovinzen zeigen sich dagegen sehr heterogen in der Adaption der Vorbilder. Auch bei den mehrteiligen Grabaltären ist die Befunddichte in den Donauprovinzen erheblich höher als am Rhein. Der Nutzerkreis der gesamten Gruppe war deutlich heterogener als bei den anderen Grabtypen, wenngleich es sich immerhin überwiegend um römische Bürger handelte. Auffällig ist, dass mehrteilige Grabaltäre in den Donauprovinzen häufiger als zentrales Grabdenkmal in einem umfriedeten Bezirk, also einem Familiengrabmal benutzt wurden, wofür es in den Rheinprovinzen keine Belege gibt. Dort scheinen die Grabaltäre zumeist Individualgräber gewesen zu sein.

Monumentale, mehrgliedrige Grabstelen kommen fast im ganzen Untersuchungsgebiet vor, wobei sich wiederum regional unterschiedliche Entwicklungen beobachten lassen. Für Niedergermanien ist eine deutliche Konzentration in flavischer Zeit mit einem klar abgegrenzten Nutzerkreis festzustellen, nämlich Reitersoldaten der Auxiliareinheiten. Die Anregung für diese Gruppe kam wohl aus Obergermanien, wo Soldaten bereits ab iulisch-claudischer Zeit diesen Typ nutzten. Hier ist allerdings ab der Mitte des 1. Jhs. ein Auffächern der Detailformen festzustellen, das S. treffend als „regelrechte <Experimentierphase> der Steinmetzen im Raum Mainz“ (331) beschreibt. Ganz anders verlief die Entwicklung dieses Typs in den Donauprovinzen. Während aus Rätien so gut wie keine Monumentalstelen bekannt sind, erfreuten diese sich in den weiter östlich gelegenen Provinzen größerer Beliebtheit und blieben dort bis ins 3. Jh. in Gebrauch, wobei regionale Untertypen bestimmend waren. Grundsätzlich blieb man an der Donau den italischen Vorbildern deutlich enger verhaftet – ein „Experimentieren“ wie am Rhein ist nicht zu beobachten. Grabinhaber waren sowohl am Rhein als auch an der Donau Soldaten, Veteranen und Einheimische gleichermaßen. Amtsträger begegnen allerdings nur in den Donauprovinzen.

Tempelförmige Grabbauten weisen im Untersuchungsgebiet zwei Verbreitungsschwerpunkte auf, einmal einen westlichen von Britannien über Gallien mit Ausläufern bis Noricum und einen östlichen, der auf Moesia inferior beschränkt ist. Im westlichen Bereich wurden die ersten Grabtempel noch im 1. Jh. im Umfeld bestehender Adelsgräber errichtet und dienten tatsächlich Kulthandlungen. Tempelgräber entstanden dagegen erst im 2. Jh. und wurden wohl durch italische Vorbilder angeregt. Grundsätzlich bildeten tempelförmige Grabbauten im Untersuchungsgebiet eine seltene Erscheinung und brachten nach S. „eher eine elitäre Abgehobenheit zum Ausdruck“ (394). Dementsprechend standen diese Denkmäler in der Regel auch nicht mit anderen vergesellschaftet an Gräberstraßen, sondern auf privatem Grund, oftmals im Bereich der eigenen Villa.

Etwas aus der Reihe fällt das Kapitel zu Grabbauten mit halbrunder Nische, auch *exedrae*, *scholae* oder Apsiden genannt, da hier kein fester Bautyp, sondern ein Ausstattungselement behandelt wird. Grabbauten mit entsprechenden Nischen sind bislang nur für Südgallien, das südliche Obergermanien und Westrätien belegt. Der Verbreitungsweg scheint hier ausnahmsweise nicht über Norditalien, sondern wohl eher aus Süd- und Mittelitalien nach Südgallien und von dort aus zum Rhein geführt zu haben. Während dieses Architekturelement in Italien vor allem in augusteischer und tiberischer Zeit vorkam, erreichte es den Nordwesten erst ein bis zwei Generationen später. Noch seltener sind pyramidenförmige Grabbauten im Untersuchungsgebiet zu finden, denen S. ebenfalls ein Kapitel widmet. Bislang sind entsprechende Bauten nur in Einzelexemplaren in Süd- und Mittelgallien nachweisbar.

Frei aufgestellte Aschenkisten und Hausgrabsteine sind in der Rheinregion vor allem für den Osten der Belgica und die angrenzenden Gebiete der Germania superior belegt, wobei es drei unterscheidbare regionale Typen mit unterschiedlichen Zeitstellungen gibt. In zwei Fällen war es vor allem die „Mittelschicht“, die sich dieses Typs bediente, in einem Fall waren die Nutzer vor allem einheimischer Herkunft. An der Donau sind vor allem aus Pannonien und Noricum zahlreiche mit Reliefs dekorierte Aschenkisten bekannt, die typologisch recht klar von den gleichzeitigen, aber natürlich etwas größeren Sarkophagen regionaler Prägung abhängen. Der Nutzerkreis solcher Aschenkisten war recht heterogen, wobei einfach Bürger etwas überwiegen.

Das letzte Kapitel ist offenen Umfriedungen gewidmet. Die sehr neutrale Begriffswahl mag etwas überraschen, zumal der Begriff *viridarium*, Grabgarten also, für derartige Grabanlagen sogar inschriftlich belegt ist, sie rechtfertigt sich allerdings durch die Befundlage. Zumeist ist nämlich nur die Umfriedung klar nachzuweisen, wohingegen die konkrete Gestaltung des Inneren unklar

bleibt. Derartige Anlagen sind im Untersuchungsgebiet insbesondere in der Belgica, den Rheinprovinzen und Britannien bereits aus vorrömischer Zeit bekannt. Dennoch sprechen nach S. typologische Eigenheiten der kaiserzeitlichen Vertreter in den meisten Fällen eher für eine Ableitung von römischen denn von indigenen Vorgängern. Umfriedete Grabanlagen sind im gesamten Untersuchungsgebiet für die ganze Kaiserzeit nachweisbar, wobei Holz- und Steinkonstruktionen parallel auftreten. *Viridaria* kommen sowohl im Kontext von Individualbestattungen als auch von Gruppengrablagen vor. Nicht weniger heterogen zeigen sich die Nutzerkreise.

In der abschließenden Zusammenfassung resümiert S. die wichtigsten Ergebnisse der Einzelkapitel und identifiziert einige übergreifende Entwicklungen und Tendenzen. Angesichts des immensen Materials und der notwendigen Kürze sind Pauschalisierungen dabei kaum zu vermeiden. Deutlich wird eine grundsätzlich unterschiedliche Entwicklung in den britannischen, germanischen und gallischen Provinzen auf der einen und den Donauprovinzen auf der anderen Seite, verbunden mit jeweils unterschiedlichen Verbreitungswegen. Die nördlichen Provinzen erhielten ihre Anregungen zumeist über Gallien und das westliche Norditalien, die Donauprovinzen vor allem über das östliche Norditalien und Dalmatien, im Falle von Moesien bisweilen auch aus Griechenland und Thracien. In den Donauprovinzen blieb man dabei den Vorbildern zumeist treuer, in den Rheinprovinzen war man dagegen experimentierfreudiger.

Verantwortlich für diese Unterschiede sind nach S. neben den unterschiedlichen Verbreitungswegen noch weitere Gründe: Im 1. Jh. lag der Fokus der Zentralgewalt vor allem auf den Rheinprovinzen, was eine Reihe von Städtegründungen und eine starke Militärpräsenz zur Folge hatte. Die Donauprovinzen erfuhren erst ab flavischer Zeit einen besonderen Aufschwung, der u.a. zu zahlreichen Gründungen von bzw. Erhebungen zu *municipia* und *coloniae* führte. Dadurch ergab sich auch eine erheblich dichtere Urbanisierung dieser Provinzen im Vergleich zur Rheinregion.

Hinsichtlich der sozialhistorischen Bedeutung kommt S. zu dem Ergebnis, das Aufkommen von Grabbauten erweise sich als ein Anzeiger politisch-gesellschaftlicher Umbrüche. Ferner würde durch Grabbauten die Zugehörigkeit zu und die Abgrenzung gegenüber gesellschaftlichen Gruppen manifestiert. Auch wenn diese Beobachtungen im Grundsatz auf viele der Denkmäler zutreffen, erscheint die bereits angedeutete Neigung zur Pauschalisierung hier nicht ganz unproblematisch. So lässt sich keineswegs jede Veränderung im Typenspektrum mit sozialen Umbrüchen korrelieren, ebenso wie einige der Bautypen sehr heterogene Nutzergruppen aufweisen. Gerade für die Frage nach Re-

präsentation und sozialer Distinktion wäre es zudem sinnvoll gewesen, die Inschriften und insbesondere die Dekorationen in stärkerer Weise heranzuziehen und systematischer auszuwerten, was im gewählten Rahmen aber natürlich nur mit immensem Zusatzaufwand möglich gewesen wäre. So verständlich daher also einerseits die Fokussierung auf die bautypologische Perspektive ist, so bleibt doch die Frage, ob diese Methodik allein angewendet tatsächlich geeignet ist, auf die aufgeworfenen sozial- und kulturhistorischen Fragen befriedigende Antworten zu finden. Ein Wechsel der Perspektiven zumindest in der Zusammenfassung hätte zudem Raum für weitergehende Erkenntnisse öffnen können. So hätte man von bestimmten sozialen Gruppen wie bspw. den Soldaten ausgehend deren Repräsentationsverhalten in den verschiedenen Regionen vergleichen können – die dafür notwendigen Informationen liegen in den Kapiteln vor, nur werden sie von S. nicht systematisch analysiert.

Zurückkommend auf die in der Einleitung formulierte Annahme, dass Grabbauten sich als „Gradmesser der Romanisierung bzw. Romanisation im Sinne eines eigeninitiativen kulturellen Annäherungsprozesses an die mediterrane Kultur der neuen Machthaber“ (1f.) interpretieren lassen, bleiben daher nach der Lektüre gewisse Zweifel, zumindest wenn die Grabbauten allein als Gradmesser herangezogen werden. S. selbst konstatiert, dass die Adaption italischer Grabbautypen nicht selten im Kontrast zu einer gleichzeitigen Beibehaltung indigener Grabsitten steht. Welche Bedeutung der Adaption allein der Grabform dann allerdings tatsächlich beizumessen ist, lässt sich wohl kaum global beantworten, sondern erfordert eine eingehendere Betrachtung der jeweiligen regionalen sozialen Kontexte und Repräsentationsformen, wozu neben Bildern und Inschriften auch Lebenskultur und Religion gehören. Der bewusst gewählte sehr großräumige Ansatz von S. bietet verständlicherweise nicht den richtigen Rahmen für derartig kleinteilige Regionalstudien, lässt deren Notwendigkeit aber gleichzeitig sehr deutlich sichtbar werden. Entsprechendes gilt auch für die Beobachtung, dass die „<Renaissance> älterer Grabbautypen in Erde-Holz-Technik kaum als kultureller Widerstand gegen Rom zu bewerten ist, sondern vielmehr als Einlassung auf das <Spiel> mit dem soziopolitischen Kommunikationsmittel Grabbau, das in der italischen Elite in der späten Republik und frühen Kaiserzeit en vogue war“ (512). Daneben sei „allein die Annahme des Mediums Grabbau ... bereits als ein Schritt der Integration, der Annäherung an die mediterrane Kultur zu werten“ (512f.).

Der zweite Band beinhaltet neben einer Reihe sehr guter und hilfreicher Verbreitungskarten vor allem eine umfangreiche „Liste der zur Auswertung und Kartierung herangezogenen Grabbauten“. In tabellarischer Form werden hier für jedes Objekt der Fundort (nur Ortsname), eine knappe Kurzbeschreibung,

ggf. mit Nennung der Inschrift, die wichtigsten Maße, die Datierung und einige eher knapp gehaltene Literaturnachweise angegeben. Auf die gängigen Inschriftencorpora wird dabei leider nicht allen Fällen, wo es möglich gewesen wäre, verwiesen. Da die Gliederung der Liste dem Aufbau der Arbeit eng folgt, lassen sich auch ohne direkte Verweise die relevanten Textstellen im Hauptteil zumeist gut finden. Sehr hilfreich wäre es allerdings gewesen, wenn in der Liste zumindest noch vermerkt wäre, ob das Objekt im Hauptteil abgebildet ist und, wenn ja, wo. Etwas unglücklich erscheint, dass ein Grabbau bzw. Bauteile desselben Grabbaus mindestens in einem Fall doppelt auftauchen, ohne dass dies ausdrücklich vermerkt wäre.² Insgesamt stellt das Listenwerk somit vor allem eine sehr hilfreiche Ergänzung der Lektüre des auswertenden Textes dar, eine eigenständige Erschließung des Materials erlaubt es dem Leser dagegen nur sehr bedingt.

Insgesamt präsentiert die Studie von S. dem Leser einen ausführlichen und aufschlussreichen Überblick über die typologische Entwicklung der römischen Grabbauten in den nördlichen Grenzprovinzen von Britannien über Rhein und Donau bis zum Schwarzen Meer. Dabei gelingt es S., das extrem umfangreiche und teils sehr heterogene Material in strukturierter und nachvollziehbarer Weise zugänglich zu machen. Dass eine sowohl zeitlich als auch geographisch derart großräumig angelegte Untersuchung manch kleine Unschärfe im Detail mit sich bringt, ist im Grunde nicht anders zu erwarten und schmälert keinesfalls den Wert der Ergebnisse. Die starke methodische Fokussierung auf eine bautypologische Herangehensweise kann einerseits als Stärke der Arbeit gesehen werden, andererseits verhindert diese gelegentlich aber eine nachhaltige Erweiterung der Perspektive, die in Hinblick auf eine Beantwortung der in der Einleitung formulierten Fragen durchaus zielführend gewesen wäre. Eingedenk des Umfangs der Studie muss hierin allerdings nicht unbedingt eine Schwäche gesehen werden, vielmehr ergeben sich so zahlreiche Anknüpfungspunkte für künftige Untersuchungen, für die dank der detaillierten typologischen Aufarbeitung durch S. nun ein solides Fundament zur Verfügung steht.

Dr. Kai Töpfer
Institut für Klassische Archäologie
Marstallhof 4
D-69117 Heidelberg
E-Mail: kai.toepfer@zaw.uni-heidelberg.de

² Unter 176f. Nr. 1150 und 1167 sind unterschiedliche Bauteile des gleichen Grabbaus verzeichnet, vgl. auch 147 im Textteil.